Der unbedenkliche Pestalozzi

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **54 (1946)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bahnhöfe und Dörfer, aber alles kam mir verlassen vor. Die Häuser verbargen sich unter ihrem Schneedach, das ganze Land lag unter einer ca. 20 cm hohen Schneeschicht, was den düsteren Eindruck noch verstärkte. Kaum einige wenige, ärmlich gekleidete Menschen waren unterwegs. Viele Gräben mit Unterholz bestanden, wechselten ab mit verschneiten Weinbergen. So erreichten wir um 11.00 Uhr Grenoble, die erste grössere französische Stadt, mit romantisch gelegener Festung und Burg. Hier trafen wir die ersten bombardierten Gebäude. Diese ersten in Wirklichkeit gesehenen Häuserruinen machten auf mich einen viel intensiveren Eindruck, als etwa gesehene Bilder in illustrierten Zeitschriften. Hier war Wirklichkeit und darum herum pulsierendes Leben armer Menschen, die kaum zu essen hatten. Ich sah Kinder und Frauen, die trotz tiefem Schnee ohne Strümpfe herumgingen, weil es keine mehr gab in Frankreich. Angetan mit den bei uns im Sommer gebräuchlichen kurzen Damensocken, dazu vielleicht noch defekte Halbschuhe, so gingen sie ihren Geschäften nach. Hustend und vor Kälte zitternd, standen viele umher und beguckten unsern Schweizer Sanitätszug. Nach halbstündigem Halt fuhr der Zug um 11.30 Uhr wieder ab und erreichte nach einem kurzen Zwischenhalt in Marcellin um 13.20 Uhr Valence. Hier bogen wir in die direkte Linie Paris-Lyon-Marseille ein. Nun kamen wir zum ersten Mal mit den Amerikanern in Berührung. Kaum war der Zug eingefahren, sperrte die M.P. (Military Police) links und rechts die Zugänge zum Zug ab. Sie trugen alle weisse Helme mit schwarz aufgemaltem «M.P.», kakhibraune Uniform und Mantel, und hatten nebst der Pistole den bekannten Gummiknüttel an der Seite hängen. Mit Ausnahme des Kommandanten wurde niemanden gestattet, den Zug zu verlassen. Auf einem benachbarten Geleise stand ein abfahrtbereiter Zug mit französischen Truppen, offenbar für die Front bestimmt. Es war ein sehr langer Zug, die Wagen mit allen möglichen Fahrzeugen beladen. Die Mannschaften turnten um die Fahrzeuge herum. Auf einem der Wagen dampfte eine Fahrküche. Kein einziger der Wagen war gedeckt und es schien mir eine ungemütliche Fahrt zu werden, zumal der Zug Richtung Norden fuhr, d. h. dem Winter und der Kälte entgegen. Die Leute trugen zum Teil weisse Pelzmäntel. Eine einheitliche Uniformierung war nicht zu erkennen und die singenden oder pfeifenden Leute bildeten einen sonderbaren Kontrast zu der überaus ruhigen, bestimmten Art der amerikanischen Soldaten. — Um 13.45 Uhr fuhren wir in Valence ab, und nun ging's dem Süden zu. Der Schnee blieb allmählich zurück und bis Avignon war er ganz weg. Das Tempo des Zuges war von nun an ein unvergleichlich schnelleres, wir befanden uns auf der grossen, direkten Strecke Paris—Marseille. Mit Ausnahme bestimmter Brückenübergänge eilten wir in wirklichem Schnellzugstempo dem Süden zu. Schon kurz nach Valence boten sich uns die unglaublichsten Kontraste friedlicher Landschaft und kriegsverstümmelter Gebäude und Ortschaften dar. Weite Strecken der schönsten Pfirsichkulturen, in schönster Diagonalform gepflanzt, vom Kriegsgeschehen absolut unberührt, wechselten ab mit verwüsteten und zerstörten Häusern, Brücken, Ortschaften und vor allem ausgebrannten Fahrzeugen jeder Art. Am schlimmsten sah es in der Gegend von Montélimar aus. Hier verlaufen Bahn und Hauptstrasse ungefähr 100 m voneinander auf lange Strecken parallel miteinander. Hier hatten die Fliegerbomben gleichzeitig Eisenbahnzüge und Strassentransporte in langen Kolonnen getroffen. Der Bahndamm war von langen Reihen umgestürzter, ausgebrannter Eisenbahnwagen buchstäblich bedeckt, während links und rechts der Strasse eine unübersehbare Kolonne von zerstörten Tanks, Lastwagen, Personenautos, Geschützen usw. sich kilometerweit dahinzog. Vor meinem geistigen Auge liess sich anhand der vielen zerstreut herumliegenden Fahrzeugreste das Bombardement rekonstruieren. Ich konnte deutlich feststellen, wie sich beim Herannahen der Flieger die wendigsten Fahrzeuge zerstreuten, um dem Bombenbeschuss zu entgehen. Hinter Häusern, in Baumgruppen und an Waldrändern suchten sie sich zu verstecken und ihr trostloses, ausgebranntes Dasein bewies mir, dass die Flieger jedem einzelnen Fahrzeug folgten und bis zuletzt ein jedes zur Strecke gebracht hatten. Tonnenweise liegt hier wertvolles, zur Verschrottung reifes Material herum. Scheinbar kümmert sich seit Wochen niemand darum, alles liegt noch da, wo es die Vernichtung traf. Das einzig Feststellbare war, dass die Fahrzeugtrümmer an den Strassenrand geschleppt worden waren, um so den amerikanischen Ueberlandtransporten die Fahrbahn freizumachen. Beim Bahnhof von Montélimar stehen zwei riesige deutsche Eisenbahngeschütze mit drohend erhobenen Rohren, wie zum Schuss bereit, aber ausgebrannt und leer sind die langen Feuerschlünde. Die Rohre sind in guterhaltener Schrift mit «Scharnhorst» und «Gneisenau» als Geschütznamen bezeichnet. Grauenvolles Ahnen, was Krieg heisst, beschleicht uns alle. An zertrümmerten oder zerschossenen Häuserfronten lesen wir Bruckstücke von «Nougat», die ehemalige Spezialität dieser Gegend. — Gerne nehmen wir bald wieder die schöne Landschaft mit Rebgeländen und Pfirsichhainen in uns auf und erreichen um 16.00 Uhr Avignon, die alte Residenzstadt der Päpste. Der Papstpalast scheint unzerstört zu sein, er ragt, weithin sichtbar, über die Dächer der Stadt. Mir scheint, diese Stadt habe am meisten gelitten von allen Ortschaften, die wir bis jetzt passierten. Um den Bahnhof herum sieht es jedenfalls furchtbar aus. Ganze Häuserblocks liegen in Schutt und Trümmern. Halbe Häuserfronten stehen noch, und auf einem schief hängenden Balkon steht noch ein Reisbesen, wie wenn er gerade vorhin nach getaner Arbeit dorthin gestellt worden wäre. Man kann ihn nicht mehr holen, diesen Besen, sonst stürzt er samt seinem Balkon herunter. Und doch könnte gerade er mithelfen am Aufräumen und Schuttkehren auf seinem Hofplatz. — Um 16.10 Uhr verlassen wir Avignon, um ohne weitern Aufenthalt Marseille zu erreichen. Kurz nach der Ausfahrt in Avignon passieren wir eine lange Brücke, die stark unter dem Bombenhagel gelitten haben muss. Sie führt über ein seichtes, sehr breites Flussbett. Links und rechts der Brücke gähnt Bombentrichter an Bombentrichter. Ueber diese Brücke darf der Zug nur mit 5 km Geschwindigkeit fahren. An ihrer Wiederherstellung wird gearbeitet und Neger bewachen, neugierig zu unsern Fenstern hinaufblickend, die Arbeiter. Neben dem Bahntrasse entdecken wir nun auch die «Pipeline», das ist die Benzin- und Oelleitung, die von Marseille über Hunderte von Kilometern in Frontnähe geführt wird. Die Leitungen liegen dicht beieinander und man kann die pulsschlagartigen Bewegungen der Rohre feststellen, wenn der Brennstoff durch die Leitungen gepumpt wird. Nur dort, wo Strassenübergänge traversiert werden, sind die Leitungen überdeckt, um sie vor Bruch zu schonen. Ab und zu begegneten wir amerikanischen Fahrzeugkolonnen, die in entgegengesetzter Richtung auf der immer noch parallel zur Schiene laufenden Strasse Materialtransporte zur Front bringen. Auf der Schiene selbst kreuzen wir mit riesigen amerikanischen Güterzügen, die teils Material, teils schwarze Truppen frontwärts bringen. — Auf der rechten Seite des Zuges sehen wir die Rhone breit und gemächlich dem Mittelmeer zustreben. Nochmals eine total zerstörte Rhonebrücke, deren Gerippe frei in die Luft hinausragt, zieht unser aller Blicke auf sich.

Nun wird die Landschaft ganz vom südlichen Charakter bestimmt. Unabsehbare Olivenpflanzungen wechseln ab mit endlos scheinenden, grasbewachsenen Ebenen. Uns kommt zum Bewusstsein, wie fruchtbar dieser Landstrich sein könnte, wenn er richtig bebaut würde. Aber nur ganz selten sieht man kleine Spuren von Ackerbewirtschaftung. Grosse Schafherden weiden auf dem Wiesland. Immerhin ein friedliches Bild, der Schäfer mit seiner Herde. Hin und wieder eilen wir an einer typisch französischen «ferme» mit viel Federvieh und hie und da einem Mauleselgespann vorüber. Kilometerweit zieht sich eine grüne Wand von Tujabäumen der Bahn

Der unbedenkliche Pestalozzi

Als der kleine «Heiri Wunderli von Thorliken» einmal von der Schule nach Hause trabte, trat ihm ein Bettler in den Weg und forderte eine Gabe. Ohne sich zu bedenken griff der Sohn der Witwe in den Sack und kramte, da sonst durchaus nichts Passendes darin zu finden war, sein silberbeschlagenes Neues Testament hervor, schob es, mit einem leisen Seufzer der Erleichterung, aus seiner kindlichen Patschhand in die hingehaltene gröbere des Bettlers und zog wohlgemut von dannen.

Was mochte der also Beschenkte mit der merkwürdigen Gabe begonnen haben? Hat er den Silberbeschlag in gängige Münze umgewandelt oder das Ganze beim Trödler verschachert oder hat er am Ende gar darin gelesen, um anders, als er es erwartet hatte, beschenkt zu werden? Wir wissen es nicht, und der kleine Pestalozzi hat es nicht einen Augenblick bedacht. Er hielt sich bereits als Schulbüblein wie sein ganzes bewegtes Leben hindurch an den hundertfach bestätigten Grundsatz: «Wenn aber du Almosen gibst, soll deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte tut, damit dein Almosen im Verborgenen sei».

Unbedenklich wie das unmündige Kind handelt unser Mann auch in seiner Reife. Als Heinrich Pestalozzi selbst nicht viel besser als ein Bettler dastand, ging er einmal den als Wohltäter bekannten Marum Dreyfus in Endingen um eine Leihgabe von 150 Gulden an und erhielt sie à la discrétion.

Am Nachmittag eben dieses Tages trat er wieder vor Dreyfus hin und bat, weit verlegener als beim ersten Mal, um den gleichen Betrag. Auf die verwunderte Frage, wie die selbe Notlage so schnell wiederum habe eintreten können, bekannte der Arglose, dass er die vor wenigen Stunden entliehenen Gulden einem armen Bäuerlein zur Auslösung einer gepfändeten Kuh weitergegeben habe. Wer der Mann gewesen sei, fragte der verdutzte Gläubiger. Das wisse er nicht, antwortete der unbedenkliche Schuldner. Ob er ihm denn wenigstens einen Schuldschein abgefordert habe, wollte der bedenklich gewordene Gläubiger wissen. Und er erhielt die bedenklich unbedenkliche Antwort: «Nein, Sie haben von mir ja auch keinen Schein verlangt!»

Das war Pestalozzis Art zu helfen!

Wie hätte er wohl an den Flüchtlingen gehandelt?